

(Nachdruck verboten.)

2)

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Regö.

Berechtigter Uebersetzung von Mathilde Mann.

Pelle zuckte zusammen — nie im Leben hatte er sich es einfallen lassen, daß er Schuster werden wollte. Selbst draußen auf dem Lande, wo man zu den Handwerkern aufsaß, hieß es immer, wenn ein Junge nicht recht gedeihen wollte: Ach was, ein Schuster oder ein Schneider kann immer noch aus ihm werden. Aber Pelle war kein Krüppel, der eine sitzende Lebensweise wählen mußte, um durchzukommen — er hatte Kräfte und den guten Wuchs. Was er werden würde — ja, das lag in den guten Händen des Glücks; aber soviel hatte er im Gefühl, daß es etwas Flottes sein sollte, etwas, wo Schneid drin war. Und er war sich auf alle Fälle gründlich klar darüber, was er nicht werden wollte.

Aber, als sie durch die Stadt wollten, und Pelle — zuvorkommend gegen die große Welt — die Mütze vor jedem abnahm, ohne daß irgend jemand wiedergrüßte, sank sein Mut und ein Gefühl der eigenen Unbedeutendheit beschlich ihn. Das elende Fuhrwerk, auf das die Kleinstädter lachend mit den Fingern zeigten, trug wohl auch das seine dazu bei.

„Vor solchen Paß die Mütze abzunehmen,“ brummte Klaus, „sieh doch bloß, wie aufgeblasen sie sich anstellen, und dabei haben sie doch alles, was sie haben, von uns andern gestohlen. Oder was meinst Du — kannst Du sehen, ob sie die Sommersaat schon in die Erde haben?“ Er starrte höhnisch die Straße hinab.

Nein, auf dem Steinpflaster wuchs nichts und alle diese kleinen Häuser, die da lagen und sich gegenseitig aus der Reihe zu drücken schienen, benahmen Pelle allmählich den Atem. Hier waren die Menschen zu Tausenden, wenn das überhaupt verschlug, und alles blinde Vertrauen mußte der einfachen Frage weichen, wo sie ihre Nahrung herbekamen. Damit war er wieder daheim in seiner bekannten, armfeligen, Welt wo kein Kausch auch nur zur Anschaffung von ein Paar Socken verschlug. Er wurde auf einmal so herzlich demütigt und erkannte, daß es schwer genug für ihn halten konnte, sein täglich Brot hier zwischen diesen Steinen zu finden, wo man es nicht auf natürliche Weise aus dem Erdboden aufzog, sondern es — ja, wie bekam?

Die Straßen waren voll von Diensthöten. Die Mädchen standen in Haufen da, sich um die Taille fassend, und starrten mit brennenden Blicken die ausgestellten Baumwollstoffe an; sie wiegten sich leise hin und her, als träumten sie. Ein rotfleckiger Diensthöte in Pelles Alter ging mitten auf der Straße und fraß an einem großen Weizenbrot, das er mit beiden Händen hielt; seine Ohren waren voll Schorf und die Hände did vor Kälte. Bauernknechte kamen mit einem roten Bündel in der Hand dahergeschleppt, der Ueberzieher schlug ihnen gegen die Lenden. Sie blieben plötzlich an einer Straßenecke stehen und sahen sich vorsichtig um und schossen dann eine Seitenstraße hinab.

Draußen vor den Läden gingen die Kaufleute hauptsächlich auf und nieder, wenn jemand vor ihren Fenstern stehen blieb, luden sie ihn mit den höflichsten Wendungen ein, näherzutreten — und blinzelten einander verstohlen über die Straße hinüber zu.

„Heut' haben die Kaufleute ihre Waren wohl ordentlich ausgelegt,“ meinte Pelle.

Klaus nickte. „Ja, ja, heut haben sie all das rausgefrigt, was sie sonst nicht loswerden können. — Denn heut sind die Dummbeutel zu Markt gekommen. Das da unten, das sind die Schenkwirte,“ er zeigte in die Seitenstraßen hinein. „Die sehen so sehnsüchtig nach hier raus, aber an die kommt die Reihe auch noch. Wart man bis heut Abend, und dann geh mal herum und frag die Verschiedenen, wieviel sie noch von dem vorjährigen Lohn übrig haben. Ja, die Stadt ist ne herrliche Gegend — pfui Deubell!“ Klaus spie angeekelt aus.

Pelle hatte seinen ganzen, blinden Mut zugefetzt. Er

sah ja nicht einen, der das tat, womit er sich selbst sein Brot verdienen konnte. Und wieviel Mut er auch besaß, mit zu dieser neuen Welt zu gehören, sich in etwas hineinzuwagen, wo er, vielleicht ohne es zu wissen, mit dabei war, seinen alten Genossen das Zeug vom Leibe zu reißen, das konnte er nicht. All seiner Tüchtigkeit entkleidet, und mit einem jämmerlichen Gefühl, daß selbst sein einziger Reichtum, die Hände, hier drinnen wertlos waren, ließ er sich willenlos mit hinaus zu Meister Jeppe Kosods Werkstatt rummeln.

2.

Die Werkstatt stand über die Diele nach der Straße hinaus offen — wo die Leute kamen und gingen: Madam Rasmussen, die es immer hild hatte, der alte Schiffer Elleby, Kontrollörs Dienstmädchen mit weißer Mütze, bejahrte Alten-teiler, die ihre Leibrente aus dem Hof nahmen und sie hier drinnen verzehrten, gichtschwache Schiffer, die der See Lebewohl gesagt hatten. Die Späßen machten einen Mordspektakel da draußen auf dem spitzen Steinpflaster, sie lagen mit aufgeblasenen Federn da und taten sich gültlich an den Pferdeäpfeln, zausten sich, daß es um sie her stob und schrien fürchterlich.

Auch nach dem Hofe hinaus stand alles offen. Die vier Fenster waren weit aufgesperrt, und das grüne Licht sickerte hinein und legte sich über die Gesichter. Aber das half alles nichts; es rührte sich kein Wind — und außerdem, Pelles Hitze kam von innen. Vor lauter Angst schwitzte er.

Uebrigens zog er das Bedt gut auf — ausgenommen, wenn gerade etwas da draußen seinen gequälten Sinn erfakte und ihn in den Sonnenschein hinausführte.

Alles da draußen plätscherte förmlich im Sonnenschein; hier drinnen von der düsteren Werkstatt aus, gleich es einem goldigen Fluß, der zwischen den Häuserreihen vorüberströmte, immer in derselben Richtung, nach der See hinab. Da kam eine weiße Dame auf dem Licht dahergefegelt und weißgraue Distelflocken, ganze Müdenschwärme und eine große Hummel, breit und sich wiegend. Es wirbelte schimmernd an der Türöffnung vorüber und fuhr fort zu wirbeln, als sei da etwas, wonach das Ganze renne — ein Unglücksfall oder vielleicht ein Fest.

„Schläfst Du Bengel?“ fragte der Geselle scharf. Pelle zuckte zusammen und arbeitete weiter in dem Bedt, hielt es in das heiße Wasser und knetete darauf los.

Drinnen beim Bäcker, dem Bruder des alten Meisters, waren sie damit beschäftigt, Mehlsäcke aufzuwinden. Die Winde piepste jämmerlich, und dazwischen hörte man Meister Jörgen Kosod in hohem Fistelton mit dem Sohn herumzantzen. „Du bist ein Schafskopf, Sören, ein erbärmlicher Tropf — was soll doch bloß einmal aus Dir werden? Denkst Du, daß wir nichts weiter zu tun haben, als am Werktag in die Bestunden zu laufen? Schaffst uns das vielleicht unser täglich Brot? Jetzt bleibst Du hier, oder — Gott sei mir gnädig — ich schlage Dir die Knochen im Leibe entzwei.“ Dann zeterte die Frau mit hinein, und es wurde plötzlich still. Und nach einer Weile strich der Sohn wie ein Schatten drüben an der gegenüberliegenden Hausmauer entlang, das Gesangbuch in der Hand. Er hatte Aehnlichkeit mit Heulpeter, drückte sich an den Mauern hin und kniete mit den Knien ein, wenn ihn jemand scharf ansah. Er war 25 Jahre alt und nahm Prügel von seinem Vater hin, ohne zu mucken. Aber wenn es sich um religiöse Versammlungen handelte, trozte er dem Gerede der Leute, den Prügeln und dem väterlichen Zorn.

„Schläfst Du Bengel?“ „Nä muß woll mal kommen und Dir Eile machen!“

Sonst sprach niemand in der Werkstatt, der Geselle schwieg ja, und da hatten die andern den Mund zu halten. Jeder hing über seiner Arbeit, und Pelle zog das Bedt, so lange er konnte, knetete Fett hinein und zog weiter. Draußen im Sonnenschein schlenderte hin und wieder ein Straßenjunge vorüber. Wenn sie Pelle erblickten, hielten sie sich die geballte Faust unter die Nase, nickten verheißend zu ihm hinein und sangen:

„Der Schuster hat eine pechige Sämauz,

Je mehr er sie wischt, je schlimmer sieht sie aus!“

Belle tat, als sähe er sie nicht, merkte sich aber ver-
stohlen jeden einzelnen. Es war seine aufrichtige Absicht,
sie aller von der Erdoberfläche auszurotten.

Plötzlich rannten sie die Straße hinauf, wo eine mächtige,
eintönige Stimme sich erhob und hinausströmte. Es war
der verrückte Uhrmacher, der auf seiner hohen Treppe stand
und aufs Gradewohl das Verdammungsurteil über die Welt
hinausrief.

Belle wußte sehr wohl, daß der Mann verrückt war;
in den Worten, die er so gewichtig über die Stadt hinaus-
schlenderte, war nicht der geringste Sinn. Aber wunderbarlich
klangen sie dessen ungeachtet, und die Beschprobe hing
über ihm, wie eine Art Weltgerichtsstimme. Er fing
unwillkürlich an zu frieren bei dieser warnenden Stimme,
die so schwere Worte auswog, daß sie gar keinen Sinn ent-
hielten — so wie die starken Worte in der Bibel. Dies
hier war einfach die Stimme, fürchterlich, wie sie aus
der Wolke tönen konnte, so daß sowohl Moses als auch
Paulus die Knie schlotterten, verbängnisvoll, wie Belle sie
sich selbst aus der Dunkelheit von Stengarden heraus-
gehört hatte, wenn das Strafgericht vor sich ging.

Nur der Spannriemen des kleinen Nikas hielt ihn davon
ab, tertzengrade in die Höhe zu springen und sich fallen zu
lassen wie Paulus. Der war ein Stück unentrimbarer Wirk-
lichkeit mitten in allen Phantasien; in zwei Monaten hatte
er ihn gelehrt, nie ganz zu vergessen, wo und wer es war.
Er griff sich auch jetzt in den Nacken und begnügte sich
damit, alle seine Trübseligkeit in die Bearbeitung dieses
Beckens hineinzulegen, während sonst die Versuchung so nahe
lag, es mit dem Beckstuhl der Hölle zu vergleichen, in dem
er gemartert werden sollte. Aber dann hörte er die helle
Stimme des jungen Meisters draußen auf dem Hofe, und
das Ganze wich. Ganz gefährlich konnte die Probe wohl
auch nicht sein, da die anderen sie hier bestanden hätten;
er hatte wahrhaftig in seinem Leben schon mächtigere Burzen
gesehen.

Nens sah da und duckte den Kopf, als erwarte er eine
Ohrpeige; das war der Fluch von zu Hause her, der be-
ständig über ihm schwebte. Er war so langsam bei der
Arbeit, Belle konnte ihn schon überholen; irgend etwas sah
hemmend in ihm, wie eine Verzäuberung. Aber Peter und
Emil waren fixe Jungen, sie wollten sich bloß immer prügeln.

Da drinnen unter den Apfelbäumen spielte der frühe
Sommer, und dicht unter den Werkstattfenstern stand das
Schwein und schmatzte in seinem Trog. Dieser Laut war
wie ein warmer Hauch, der über sein Herz hinweg. Seit
dem Tage, als Klaus Hermann das quiekende kleine Ferkel
aus dem Sack schüttelte, hing Belle an, Wurzel zu schlagen;
so verlassen es auch in der ersten Zeit schien, etwas von
seinem Gefühl der Verlassenheit wurde von diesem
Gequie mit weggetragen. Jetzt schrie es bloß, weil es
schlecht gefüttert wurde, und Belle wurde ganz wütend, wenn
er diese Manicherei sah; ein Ferkel mußte ausreifen, das
war das halbe Gedeihen. Man konnte nicht so hinrennen
und alle fünf Minuten was hinein-schlitten und wieder hinein-
schütten; wenn sich die Hitze erst recht meldete, würde es
Säure im Bauch bekommen. Aber in diesen Stadtmenschen
war ja kein Menschenverstand.

„Lust Du eigentlich was, Bengel? Mir deutet, Du
schmarchst!“

Der junge Meister kam hereingehinkt, nahm einen Schlud
und begrab sich in das Buch. Während er las, pfiß er
leise zu den Hammerschlägen der anderen. Der kleine Nikas
ging an mitzupfeifen, und die beiden ältesten Lehrlinge,
die Feder klopfen, hämmerten sich in den Takt hinein;
sie schlugen immer einmal zwischendurch, so daß es
ging wie geschmiert. Die Triller der Gesellen wurden
gewaltfamer und gewaltfamer, um mitzukommen — das
Eine griff in das Andere hinein; und Meister Andres
hatte den Kopf lauschend von dem Buch erhoben. Er sah
da und starrte weit hinaus, in seinem Blick hingen von der
Lektüre her verschleierte Bilder. Und dann mit einem Ruck
war er gegenwärtig und mitten dazwischen, die Augen
huschten schalkhaft über sie alle hin; er stand auf, der Stod
sah stehend unter der kranten Güste. Die Hände des
Meisters tanzten schlaff in der Luft, der Kopf und die ganze
Gestalt wandten sich nährisch unter dem Zwang des
Rhythmus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hündchen.

Von Maurice Maeterlinck.

Autorisierte Uebersetzung von S. Heise.

Dieser Tage habe ich meinen kleinen Hund verloren, nachdem er
gerade den sechsten Monat seines kurzen Daseins vollendet. Er hat
keine Geschichte. Seine intelligenten Augen taten sich auf, um groß
in die Welt zu blicken und die Menschen gern zu haben, und schlossen
sich wieder vor dem ungerechten Geheimnis des Todes . . .

Der Freund, der ihn mir schenkte, hatte ihm — vielleicht aus
Ironie — den ungewöhnlichen Namen Belleas gegeben. Deshalb
hätte ich ihn nun umtaufen sollen? Entehrt etwa ein armes, treues
und anhängliches Hündchen den Namen eines Mannes oder auch
eines Phantastiehelden?

Meine Bulldogge hatte eine starke, gewölbte Stirn wie die des
Sokrates oder Verlaines, und die breiten, symmetrischen Hängelippen
unter der kleinen, schwarzen, gedrungenen Nase verliehen seinem Gesicht
einen finster drohenden, hartnäckigen, nachdenklichen Ausdruck. Er war
schön wie ein schönes Naturmonstrum, das sich den Gelegen seiner Gattung
streng angepaßt hat. Und welch ein Lächeln aufmerksamer Dienstfertigkeit,
unverderblicher Unschuld, liebevoller Ergebenheit und grenzenloser
Danbarkeit und Hingebung verklärte bei der geringsten Liebling
die Häßlichkeit dieser wunderbaren Maste! Wo hatte dieses Lächeln
eigentlich seinen Ursprung? Lag es in den arglosen, weichen Augen?
Entstand es durch die Ohren, die sich bei dem gesprochenen Wort des
Menschen aufrichteten? Oder durch die Stirn, die sich in Falten
legte, wenn das Tier verstehen oder seine Zuneigung zu erkennen
geben wollte? Oder durch die vier kleinen weißen herabstehenden
Zähnechen, die auf den schwarzen Lippen fröhlich schimmerten, oder
endlich durch den Schwanzstumpf, der rassenmäßig scharf gebogen
war und sich heftig bewegte, wenn er der unigen, leidenschaftlichen
Freude Ausdruck geben wollte, die ein kleines, glückliches Wesen
befiehlt, so oft die Hand oder ein Blick des Gottes es liebte, dem
es sich hingab . . . ?

Belleas war in Paris geboren, und ich hatte ihn mit aufs Land
genommen. Grohe, unförmliche und noch nicht verhärtete Pfoten
trugen den mächtigen, ersten, gedankenschweren Kopf weich und be-
hutsam auf den unerforschten Pfaden seines neuen Daseins.

Denn dieser arme, ein wenig traurige Kopf, der dem eines über-
anstrengten Kindes gleich, begann die mühsame Arbeit, die jeden Geist
im Anfang des Lebens so erschöpft. In kaum fünf oder sechs
Wochen mußte er ja eine ganze Welt erforschen und die gewonnenen
Vorstellungen zu einem Bilde vereinen. Selbst mit Hilfe der ganzen
Wissenschaft seiner Ahnen und Brüder braucht ja der Mensch noch
dreißig oder vierzig Jahre dazu, um dieses Bild der Weltanschauung
zu gestalten, oder vielmehr um dieses Bild wie ein Wolfensloch mit
dem Bewußtsein eines großen Nichtwissens, Nichterlassens zu um-
rahmen. Der bescheidene Hund aber muß es ganz allein und in
wenigen Tagen in sich aufnehmen. Und doch — wüßte es in den
Augen eines allwissenden Gottes nicht fast ebenso schwer wiegen und
fast den gleichen Wert haben wie das unsere?

Es handelte sich also darum, die Erde zu studieren, in der man
scharren und die man aufwühlen kann, und die zuweilen über-
reichende Dinge birgt: Erdwürmer und weiße Würmer, Maulwürfe,
große Feldmäuse und zirpende Heimgen. Er mußte einen langen
Blick zum Himmel werfen, um dann seine Existenz ein- für allemal
ignorieren zu können, denn er bot ja nichts Ergabes.

Er mußte das Gras kennen lernen, das wunderbare, grüne
Gras, so weich und frisch, auf dem man laufen, spielen und sich
so schön hinlegen kann und in dem sich der für die Gesundheit
so gute Hundszahn versteckt. Er mußte auch noch in wildem
Durchwandern tausend sonderbare Entdeckungen und bringende
Feststellungen machen. So mußte er zum Beispiel ohne jeden
anderen Führer als den Schmerz lernen, die Höhe der Gegenstände
abzuschätzen, von denen man herabspringen darf. Er mußte sich
überzeugen, daß es vergebliche Mühe ist, die fortflatternden Vögel
zu verfolgen, und daß man nicht auf die Bäume klettern kann, um
die Nagen zu fangen, die so höhnisch herabschauen. Er mußte lernen,
die hellen, sonnigen Stellen, an denen es sich so mollig kalmt, von
dunklen Ecken zu unterscheiden, in denen man friert. Ganz erlaunt
mußte er entdecken, daß es in den Häusern nicht regnet, daß das
Wasser kalt, unwohnlich und gefährlich ist, während das Feuer aus
der Entfernung wohl tut, in der Nähe jedoch furchtbar wird. Er
mußte sich erinnern, daß auf Weiden, Gauerhöfen und zuweilen
auch auf den Wegen riesige Geschöpfe mit furchtbaren Hörnern ihre
Weien treiben — vielleicht gutmütige, aber schweigame
Geschöpfe, die man ziemlich indiskret beschmuppeln kann,
ohne daß sie sich darüber aufregen, die jedoch ihre
Hintergedanken verbergen. Nach vielen demütigen und schmerzlichen
Erfahrungen mußte er es sich merken, daß es nicht gestattet ist, in
der Befahrung der Gütter allen Naturgesetzen freien Lauf zu lassen,
und mußte sich einprägen, daß die Kluge der beste und angenehmste
Ort in dieser göttlichen Behausung ist, obgleich man sich wegen der
Köchin nicht darin aufhalten konnte, die eine große, doch eiferkräftige
Macht besaß. Er mußte sich vergegenwärtigen, daß Tieren wichtige und
launehafte Dinge sind, die manchmal zur Glückseligkeit führen,
meistens jedoch hermetisch verschlossen, stumm und streng, hochmütig
und herzlos sind und taub bleiben für alle Bitten. Ein- für allemal
mußte er einsehen, daß die hauptsächlichsten Gütter des Daseins, die
das höchste, wahrste Glück spenden, im allgemeinen in Töpfen und

Schüsseln eingeschlossen und unerreichbar sind — daß er lernen mußte, sie mit so mühsam erworbener Gleichgültigkeit zu betrachten und sich bestreben mußte, an ihnen vorüberzugehen mit dem Gedanken, dies seien wohl geheiligte Dinge, weil er sie nur ehrfürchtig mit der Zungenspitze zu streifen brauchte, um mit einem Schläge den einmütigen Jörn aller Götter des Hauses zu entseßeln.

Und was mußte er erst von dem Tisch denken, auf den so viele Dinge gestellt wurden, die man nicht einmal zu erraten vermag? Von den ironischen Sesseln, in denen man nicht schlafen darf, von den Schüsseln und Tellern, die ganz leer waren, wenn man sie ihm überließ? Oder von der Lampe, die die Finsternis vertreibt, oder von dem Kamin, der die kalten Tage in die Flucht schlägt...? Wieviel Befehle, wieviel Gefahren, wieviel Rätsel mußte er seinem überlasteten Gedächtnis einprägen! Und wie sollte er dies alles in Einklang bringen mit anderen gebieterischeren Befehlen, mit anderen, größeren Rätseln, die man in sich trägt, in seinem Instinkt, die mit einem Male austauschen und sich von Stunde zu Stunde entwickeln, die tief in der Vergangenheit und in der Rasse wurzeln, die in das Blut, die Muskeln und Nerven eindringen und plötzlich unüberwindlicher und mächtiger auftreten als der Schmerz, der Befehl des Herrn oder die Furcht vor dem Tode? Um nur ein Beispiel anzuführen: Wenn die Stunde des Schlafengehens für die Menschen geschlagen und man sich in die Erde zurückgezogen hat, von Finsternis, Stille und der furchtbaren Einsamkeit der Nacht umgeben, wenn alles im Hause des Herrn in tiefem Schlummer liegt — dann fühlt man sich so klein und schwach gegenüber diesem großen Geheimnis! Man weiß ja, die Dunkelheit ist von Feinden besetzt, die unerschrocken und lauern. Man hat Verdacht auf die Wände, den stöhnenden Wind und die geheimnisvollen Mondstrahlen. Man möchte sich verstecken und den Atem anhalten, um von niemand gefunden zu werden. Aber man muß ja wachen. Bei dem geringsten Geräusch muß man den Schlafort verlassen, der unsichtbaren Gefahr Trotz bieten und das majestätische Schweigen der Sterne jäh unterbrechen, wenn man auch dadurch das lauernde Unglück oder Verbrechen auf sich allein herabbeschwört. Welch ein Feind es auch immer sein möge, sei es ein Mensch, also sogar ein Bruder des Gottes, den er zu beschützen hat — er muß ihn blindlings angreifen, ihm an die Gurgel springen und seine vielleicht rucklosen Zähne in das menschliche Fleisch bohren, muß das Göttliche einer Hand und einer Stimme, wie die seines Herrn vergessen, er darf niemals schweigen, nie fliehen, sich nie weder versuchen noch bestechen lassen, und allein und hilflos in der Nacht, muß er weiter bellern bis zum letzten Seufzer. Das ist die große Pflicht, die er von den Ahnen übernommen, die Pflicht, die größer und stärker ist als der Tod, die selbst der Wille und Jörn des Menschen nicht zu überwinden vermag. Es ist ganz unsere eigene bescheidene Geschichte mit den vielen ersten Kämpfen gegen alles, das da atmet. Und diese bescheidene, schreckliche Geschichte lebt jede Nacht in dem einfachen Gedächtnis unseres treuen Freundes wieder auf. Und wenn wir ihn in unserer sicheren Wohnung einmal wegen seines allzu großen Eifers bestrafen, wirft er uns einen erkrankten Blick des Vorwurfs zu, als wolle er uns bedeuten, daß wir im Irrtum seien und den Hauptpunkt des Schutzvertrages vergessen, den wir in jenen grauen Zeiten mit ihm schlossen, da wir in Höhlen, Wäldern und Stümpfen wohnten. Trotzdem aber wahr er uns die Treue in diesem Leben, das voller Hinterhalte und feindseltiger Mächte ist.

Aber wie viele Sorgen und Studien, ehe man so weit kommt und diese Pflicht geschieht und weise zu erfüllen vermag! Und wie kompliziert ist diese Pflicht geworden seit jenen Zeiten der versteinerten Höhlen und großen, einsamen Seen. Da war sie so einfach, so klar und so leicht! Der verächtliche Schlupfwinkel öffnete sich an dem Abhänge des Berges, und alles, was sich am Horizont der Ebenen oder der Wälder bewegte, war ohne jeden Zweifel ein Feind!...

Heute aber kann man es gar nicht mehr wissen. Man muß sich über eine Kultur auf dem Laufenden halten, die man mißbilligt, und sich stellen, als verstände man tausend unbegreifliche Dinge. So scheint die ganze Welt dem Herrn nicht mehr zu gehören, vielmehr muß sein Bestium wohl begrenzt sein. Es ist daher vor allem nötig, daß man genau weiß, wo der geheiligte Herrscherbereich endet. Was darf man dulden, was muß man verhindern? Da ist zum Beispiel der Weg, und jeder, selbst der Arme, hat das Recht, ihn zu benutzen. Warum? Darüber weiß man nichts. Es ist eine Tatsache, die man beklagt, aber doch hinnehmen muß.

Zum Glück ist da auch der schöne Pfad, der reservierte Pfad, den niemand betreten darf. Dieser Fußweg bleibt gesunden Traditionen treu. Es ist sehr wichtig, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Er ist es, der ihm täglich schwierige Probleme stellt. Wünschen Sie ein Beispiel? Man liegt ruhig schlummernd im Sonnenchein da, der die Schwelle der Küchentür mit tanzenden, neckischen Beinen und Ringen bestreut. Die Porzellanstäbchen auf der mit Papierstippen besetzten Etage belustigen sich, indem sie sich mit den Labogen stoßen. Die Kupfertöpfe vergnügen sich damit, helle Lichtkreise auf die glatte, weiße Wand zu werfen.

Der mütterliche Herd summt leise und läßt die Deckel dreier Kochtöpfe selig tanzen, und durch das kleine Loch, durch das er in den Bauch des Herdes sieht, streckt er dem guten Hunde beständig seine feurige Zunge heraus, denn er kann ja nicht nahe herankommen.

Die Standuhr, die sich in ihrem eigenen Schrank langweilt, bis sie die erhabene Stunde der Mahlzeit verkündet, läßt ihren großen, vergoldeten Nabel hin und her pendeln und heimtückische Fliegen stechen ihn in die Ohren. Auf dem leuchtenden Tische stehen ein Huhn, ein Hase, drei Rebhühner neben anderen Dingen, die man Früchte oder Gemüse nennt: grüne Erbsen, Bohnen, Pfirsiche, Melonen und Weintrauben, die aber alle nichts wert sind. Die Köchin nimmt einen großen Silberfisch aus, aber anstatt ihm die Fingerweide zu gönnen, wirft sie sie in den Müllimer.

Ah, der Müllimer! Welch ein unerträgliches Schicksal, Welch eine reiche Fundstätte, Welch ein Kleinod des Hauses! Man bekommt sein reichliches Teil auf Schleichwegen davon mit, aber man muß stets tun, als wüßte man nicht, wo er sich befindet, denn es ist streng verboten, darin herumzuwühlen.

So verbietet der Mensch unzählige angenehme Dinge, und das Leben wäre trübselig und die Tage wären öde, wenn man allen Anforderungen im Hause, im Keller und Speisezimmer nachkommen wollte. Zum Glück ist er zerstreut und vergißt die Befehle bald, mit denen er um sich wirft. Er läßt sich leicht täuschen. Man erreicht seine Zwecke und tut, was man will, wenn man es nur versteht, die Stunde zu erwarten. Man ist dem Menschen ergeben, und er ist der einzige Gott. Aber deshalb hat man doch seine bestimmte, unerlöschliche, persönliche Moral, die laut verkündet, daß verbotene Handlungen ganz gefehlt werden durch die eine Tatsache, daß sie ohne Wissen des Herrn geschehen. Deshalb wollen wir die aufmerksamen Augen schließen, sobald wir etwas empfängt haben. Wir wollen tun, als ob wir schliefen und vom Monde träumten.

Ah, da wird lacht an das blaue Fenster geklopft, das nach dem Garten zu geht. Was mag das nur sein? Ah, es ist gar nichts — nur ein Weißdornstrauch beugt sich vor, um zu sehen, was man in der Küche tut. Die Bäume sind neugierig und oft erregt. Aber sie dürfen nicht mit. Ihnen hat man nichts zu sagen. Sie sind ohne Verantwortung für ihre Handlungen, denn sie gehorchen dem Winde, der keine Grundsätze hat.

Aber was ist das? Ich höre Schritte. Auf, das Ohr gespitzt und die Nase bereit! Keim, es ist der Bäder, der sich dem Gitter nähert, während der Briefträger ein kleines Pförtchen in der Linderhecke öffnet. Sie sind belannt, es ist gut. Sie bringen etwas, man kann sie daher nur begrüßen. Und mit wohlwollendem Lächeln bewegt er zwei- oder dreimal bedächtig den Schwanz. Da, nochmals Lärm. Was ist das noch? Ein Bogen hält vor dem Tor. Ah, das ist erster. Das Problem ist verzwick.

Vor allem muß er die Pferde aus Leibeskräften schmähen, diese großen, hochmütigen Tiere, immer fein gepulvt und in Schweiz gebadet, die aber niemals Antwort geben. Inzwischen mustert man mit verstoßenen Blicken die Personen, die da aussteigen.

Sie sind elegant gekleidet und scheinen recht sicher zu sein. Wahrscheinlich wollen sie sich an die Tafel der Götter setzen. Es geziemt sich, ohne Schärfe, mit einem Einschlag von Respekt zu belien, um zu zeigen, daß man seine Pflicht tut, aber mit Intelligenz. Trotzdem aber hegt man leise Hintergedanken und hinter dem Rücken der Gäste schmüßelt man in der Lust, hartnäckig und mit verständnisvoller Miene, um die Absichten zu wittern.

In diesem Augenblick geht jemand mit schlurfenden Schritten zur Küche. Diesmal ist es ein Armer mit dem Bettelsack — der hauptächlichste, spezifische, erbliche Feind, der direkte Abwümling dessen, der die mit Gebenem angefüllte Höhle umlungerte. Jäh taucht er in dem Messengedächtnis wieder auf. Trunken vor Enttäuschung, die Zähne fleischend mit kurzen Bellen, will er dem unversöhnlichen Gegner in die Hofen fahren, als die Köchin kommt, mit ihrem Szepter, dem Beien, bewaffnet, und den Verräter beschlägt. Und man ist gezwungen, sich in seine Ecke zurückzuziehen, wo man die Augen zornig spritzen läßt und entsetzliche, doch nützliche Verwünschungen ausstößt, indem man im Stillen denkt, daß dies das Ende von allem ist, daß es keine Befehle mehr gibt und das Menschengeschlecht alle Begriffe von gerecht und ungerecht verloren hat.

Ist dies nun alles? Noch nicht, denn auch das kleinste Leben setzt sich aus zahllosen Pflichten zusammen, und es ist eine lange Arbeit, sich ein glückliches Dasein auf der Grenze zwischen zwei so verschiedenen Welten zu verschaffen, wie die der Tiere und der Menschen. Wie würden wir uns wohl damit abfinden, wenn wir, obgleich wir in unserer Sphäre blieben, einer nicht mehr imaginären Gottheit dienen müßten, die uns selbst ähnlich ist, weil unser Geist sie erschuf, sondern einem unsichtbaren, allgegenwärtigen, stets handelnden und unserem Wesen ebenso seltsamen, ebenso unendlich überlegenem Gotte, wie wir es dem Hunde gegenüber sind?

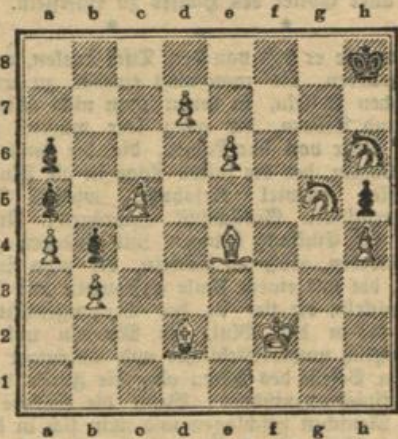
Das Öffnen und Schließen der Blumen.

Das allen Blumenfreunden bekannte mehr oder minder häufig erfolgende Öffnen und Schließen der Blumen wird von poetisch angehauchten Gemütern als Blumenschlaf angesehen, der gewissermaßen nötig sei, die Seele der Pflanze neu zu beleben.

Schach.

Unter Leitung von E. Mapin.

A. de Rivière.



Wir bringen die obige Stellung um unseren Lesern einmal auch eine sogenannte „Bedingungsangabe“ vorzuführen. Es handelt sich bei dieser Art von Problemen um Feinheiten, die unter willkürlichen, von den üblichen Spielregeln abweichenden Konventionen entstehen. Eine allbekannte Art von „Bedingungsangabe“ sind die sogenannten „Selbstmats“, über die wir ein anderes Mal sprechen werden. An die obige Diagrammstellung ist jedoch die willkürliche Bedingung geknüpft, daß Weiß nur den Ld2 ziehen darf. Trotzdem soll Weiß, der am Zuge ist, Matt setzen. Die interessante und witzige Lösung besteht in: 1. Lf4, Kg7; 2. Ld6, Kf8! (2. KXS; 3. Lf8+); 3. Lf8, Ke5; 4. Le7, Kd4! (4. Kf4; 5. Ld6+); 5. Lf6+, KXc5; 6. Le5, Kb6; 7. Ld4+, Kc7; 8. La7, Kd6 (8. Kd6; 9. Lb8, Ke7; 10. Le7, Kf8; 11. Ld8, Ke7; 12. Le7 und Matt im nächsten Zuge); 9. Lb6, Ke5 (9. Ke7; 10. Le7 zc. wie in der letzten Kammervariante); 10. Le5, Kf6; 11. Ld6, Kg7; 12. Le7, Kc5; 13. Lf6+ bezw. Lf8+.

Theoretische Streifzüge. Das kleine Münchener Viermeisterturnier, über das wir in unserer Spalte vom 20. Mai berichtet hatten, war an illustrierenden Beiträgen zu strittigen theoretischen Fragen verhältnismäßig sehr reich und gab zu einigen öffentlichen Vorträgen Veranlassung. Den wesentlichsten Inhalt dieser Vorträge geben wir nachstehend in möglichster Kürze wieder.

Zum Damengambit (Partie Rothlevi-Mapin). 1. d2—d4, d7—d5; 2. c2—c4, c7—c6 (1?); 3. Sg1—f3, Sg8—f6; 4. e2—e3, **Le8—f5!** (Schlechter gegen Lasker spielte hier g7? und verlor. Ebenso verlor Fabroni gegen Rothlevi mit g7—g6? Der Sinn des Zuges 2. . . . c6! besteht in der Entwicklungsmöglichkeit des Lc8, und deshalb ist der Zetzug, den wir empfohlen hatten, am zweckmäßigsten); 5. e4Xd5, c6Xd5; 6. Dd1—b3, Dd8—c7; 7. Sb1—c3, e7—e6; 8. Lc1—d2, Sb8—c6; 9. Ta1—c1 (bis hierher folgte Weiß der von Dr. Larrañaga zur Bekämpfung von 2. c6! angegebenen Spielweise. Es ist auch in der Tat keine bessere ersichtlich); 9. **Sf6—d7!** (Ein wichtiger Deduzungszug. Weiß droht sonst 10. Se5, SXe5?; 11. SXd5! zc.); 10. Lf1—b5 (Der Käufer hat kein besseres Feld); 10. Lf8—e7; 11. Lb5Xc6 (Um dem Gegner den schwachen Bo6 zu machen); 11. b7Xc6 (11. DXe6?; 12. Sb5 nebst So7+); 12. Sc3—a4, 0—0; 13. Db3—c3, Tf8—c8 zc. Weiß hat schwerlich einen Vorteil; auf 14. 0—0 folgt 14. Lg4 nebst 4Xf3 und e6—e5. Auf 14. b2—b4 steht dem Nachziehenden das Manöver Sd7—b6—c4 zu Gebote. Wirkliche Angriffe auf die einzige Schwäche des schwarzen Spieles (Bo6) finden nicht ersichtlich und Ld2 kommt nicht leicht zur wirksamen Entwicklung.

Französische Partie (Spielmann—Mapin). 1. e2—e4, e7—e6; 2. d2—d4, d7—d5; 3. Sb1—c3 (Am sichersten ist eXd5! Oder auch 3. Le3!); 3. Sg8—f6; 4. Lc1—g5 (4. eXd5, SXd5! zc.); 4. Lf8—e7; 5. e4—e5, Sf6—d7; 6. Lg5Xe7, Dd8Xe7; 7. Sc3—b5 (Oder 7. Ld3, 0—0!; 8. f4, e5; 9. Sf3, f6!; 10. Sb5, c4!; 11. Se7, SXe5!; 12. Sxa8, Sxf3+ nebst cXd3 und Sa8 geht verloren); 7. Sd7—b6; 8. c2—c3, a7—a6; 9. Sb5—a3, f7—f6!; 10. f2—f4 (10. Ld3, fXe5; 11. Dh5+, Df7 zc. ist für Weiß nicht besser); 10. f6Xe5; 11. Dd1—b5+, Df7—f7 (Mit 11. Kd8!+ könnte Schwarz einen Bauer gewinnen, z. B. 12. DXe5, Sa4; 13. De2, SXe3 zc.); 12. Dh5Xe5, Sb8—c6; 13. De5—e8, Th8—f8; 14. Sg1—h3 (14. g3? wird mit 14. g5! beantwortet); 14. Le8—d7; 15. Lf1—d3, h7—h6; 16. 0—0—0 (die kurze Rochade würde dem Nachziehenden mit 0—0—0 und Dh5 nebst g7—g5 Angriffschancen einräumen); 16. 0—0—0; 17. Th1—f1 (Auf 17. g3? folgt 17. e5! zc.); 17. Df7—g8; 18. Sa3—c2 (18. Sg1, g5 zc.); 18. Td8—e8; 19. Sc2—e1 (19. Lg6, Te7 nebst event. Tf6); 19. g7—g5; 20. f4Xg5, Tf8Xf1; 21. Ld3Xf1, e6—e5; 22. g5Xh6, e6Xd4; 23. De3—g3 (23. Dd3, Te8 zc.); 23. Dg8—h7+; 24. Lf1—d3, Dh7Xh6; 25. Sh3—f4, d4Xc3 zc. Schwarz erlangt Angriff.

Der nüchtern urteilende Forscher betrachtet die Erscheinung vom biologischen und physiologischen Standpunkt aus und kommt dabei zu Ergebnissen, die nicht minder anziehend sind, wie die Betrachtungen der Poeten und dazu den Vorzug der Tatsächlichkeit besitzen.

Daß die verschiedenen Blumenarten sich nicht alle zu gleicher Zeit öffnen, ist hinlänglich bekannt, wie es auch nur wenigen fremd sein dürfte, daß viele Blumen sich mit dem Öffnen und Schließen ihrer Kronen mit solcher Präzision an Stunde und Minute binden, daß man sie für die Gewinnung einer Blumenuhr benutzen kann. Die meisten Blumen öffnen sich des Morgens, andere am Tage oder des Abends, vereinzelt sogar erst nachts. Der wahre Grund dieser Verschiedenheit bleibt uns verschlossen, wir können darüber nur zu Mutmaßungen gelangen. Wir können annehmen, daß die Blumen nur ein Interesse daran haben, ihre Blumenkronen zu einer Zeit geöffnet zu halten, in der für die Bestäubung geeignete Falter oder sonstige Insekten umherschwärmen. Das ist gewiß eine plausible Erklärung, allein sie befriedigt den Forscher nicht. Die Intensität des Lichtes, der Wechsel des Lichtgrades, Temperatur und Luftfeuchtigkeit — das sind einige der Faktoren, die für das Öffnen und Schließen der Blumen mit verantwortlich zu machen sind. Bemerkenswert ist, daß nahe verwandte Blumen sich oft recht verschieden verhalten; so erschließt eine Art ihre Krone am Morgen bei stärker werdendem Licht, eine andere am Abend bei schwindender Lichtstärke. Blumen, die sich wiederholt an mehreren aufeinander folgenden Tagen öffnen und schließen, haben im geschlossenen Zustand nicht selten das Aussehen einer verwelkten Blume. Dies mag insofern zweckmäßig für sie sein, als ungebundene Honiggäule, die für die Bestäubung nichts nützen, durch das welle Aussehen nicht angelockt werden; der Honig gerät nicht in Gefahr.

Daß die Wärme auf das Öffnen und Schließen der Blüten nicht ohne Einfluß ist, belehren uns Tulpen, Krokus und ähnliche Frühlingsblüher, die sich bei vollständiger Dunkelheit leicht zum Öffnen der Kronen verleiten lassen, wenn man ihnen nur Wärme zuführt. Hierbei mag der Umstand mitsprechen, daß die Wärme auch die Insekten (Hummeln) aus ihrer Starrheit erwecken läßt. Darum sind die herrlichen Blüher in einem warmen Zimmer auch schneller verblüht als in einem kühlen; der Blumenfreund soll sich danach richten.

Manche Blumen öffnen und schließen sich nur einmal, wobei bald ein kürzerer, bald ein längerer Zwischenraum zwischen Öffnen und Schließen besteht. Andere Blumen führen diese Bewegungen häufiger aus. Blumen der ersteren Gruppe, die längere Zeit geöffnet bleiben, lassen ihre Blumenblätter oft unvertelkt abfallen, bei anderen verwelken die Blumenblätter jedoch und fallen erst dann ab, oder aber sie bleiben gar auf ihrem Blütenboden haften und verdorren und verschrumpeln an der sich bildenden Frucht.

Die Dauer der Zeit, in der die Blume geöffnet bleibt, wie auch die Häufigkeit, mit der sich das Öffnen und Schließen wiederholt, hängt in vielen Fällen von der Befruchtung ab. Blumen, die bald nach dem Erblühen befruchtet werden, verblühen schnell, während ihre unbefruchteten Altersgenossen noch länger blühen.

Die Zunahme der Luftfeuchtigkeit (ein Vorbote eintretenden Regens) ist gleichfalls oft Anlaß zum Schließen der Blüten, solange diese noch unbefruchtet sind; die Blume legt Wert darauf, ihre Fortpflanzungsorgane vor Feuchtigkeit zu schützen.

Manchmal bleiben aber befruchtete Blüten noch längere Zeit frisch und nehmen Teil am Schließen und Öffnen des ganzen Blütenstandes. Dies ist beispielsweise der Fall bei Korbblütlern, so beim Marienblümchen (Gänseblümchen). Die am Rande stehenden Strahlenblüten erhalten ihre Schönheit so lange, bis auch die letzte der in der Mitte stehenden unscheinbaren Scheibenblüten befruchtet ist.

Eigenartig erscheint das einmalige Schließen der Blumenkrone bei solchen Pflanzen, die diese Arbeit noch vor der Befruchtung verrichten. Solches ist bei dem Nilienschweif, einem prächtigen Zwiebelgewächs, zu beobachten. Hier rollen sich die sechs Blumenkronblätter zusammen, bevor die Blume geschlechtsreif ist. Staubblätter und Fruchtblätter ragen über die geschlossene Krone frei hinaus. Es öffnen sich dann die Staubfäden ihre Staubbeutel, und erst wenn diese verdorrt sind, wird das Fruchtblatt empfängnisfähig. An dem Blütenstand einer solchen Pflanze sitzen also zu gleicher Zeit voll geöffnete, aber noch unfruchtbare Blumen und darunter die verdorrteten, aber geschlechtsreifen Blumen, zunächst die mit reifen Staubblättern und darunter die mit reifem Fruchtblatt. Gegebenenfalls finden wir unter diesen dann noch befruchtete, bereits in der Samenbildung begriffene Blüten.

Dagegen öffnen sich andere Blumen erst dann, wenn die Staubblätter ihren Staub bereits entladen haben — manchmal wird dieser Staub von dem Fruchtblatt geradezu aus dem Staubbeutel herausgehoben —, eine Bestäubung findet aber dennoch nicht statt, da das Fruchtblatt erst empfängnisfähig wird, wenn die Blüte geöffnet ist.

Endlich sei noch erwähnt, daß es auch Blumen gibt, die sich überhaupt nicht öffnen, sondern geschlossen verblühen. Bei solchen Blumen kann natürlich nur Selbstbestäubung stattfinden. Unser Blauweiden bringt im Sommer dergleichen geschlossen bleibende Blumen von grüner Farbe hervor.

S. S.